

Das verdrängte Subjekt

Oder: Was sich nicht messen lässt

Eine Suchbewegung

Am Anfang war das Wort, so heißt es. Das hat in meinem Erleben schon immer viel zu kurz gegriffen und Wesentliches ausgelassen. Ein Wort entsteht nicht aus dem Nichts — es ist eine Antwort. Und jede Antwort setzt eine Frage voraus, und jede Frage setzt jemanden voraus der sie gestellt hat. Jemanden mit einer Geschichte, einer Position, einem Körper, einem Kontext, der das Denken des Fragenden in genau diese Richtung gedrängt hat und nicht in eine andere. Welche Erfahrungen, welche Brüche, welche hartnäckig nicht wegzu erklärenden Momente waren das — und warum gilt es in wissenschaftlichen Arbeiten so selten als mitteilenswert, das zu benennen? Als Wesentlich, als das was es ist: der eigentliche Anfang, als Ausgangspunkt aller Erkenntnis. Wissen entsteht nicht im Vakuum. Es entsteht in einem Subjekt, eingebettet, habituell situiert, durchdrungen von dem was es erlebt und erlitten hat. Das zu verschweigen macht eine Arbeit nur scheinbar objektiver — in Wirklichkeit pflegt Forschung oft die Fiktion als sei sie in genau diesem Vakuum entstanden, ortlos, kontextlos und isoliert von ihrer Entstehungsgeschichte.

Ich schreibe nicht von außen, sondern aus eigenem Erleben heraus. Und wenn wir genau hinschauen und ehrlich sind – in erster Linie mit uns selbst – tut es niemand. Es ist schlicht nicht möglich unabhängig und außerhalb von sich selbst zu denken, forschen und zu schreiben.

Ich mache das hier kenntlich, weil es zur Erkenntnisform gehört — und weil es für mich nicht anders möglich ist. Mein Denken findet nicht in Disziplinen statt, es hält die gesetzten Grenzen nicht ein. Es springt zwischen Ebenen, verbindet was methodisch getrennt gehalten wird, lässt Quantenphysik, Theologie und Bakterienforschung nebeneinander stehen wenn sie auf dieselbe Frage stoßen — von verschiedenen Seiten, mit verschiedenen Sprachen, mit sehr verschiedenem Ansehen.

Was von außen sprunghaft, unwissenschaftlich und zusammenhanglos aussieht, ist für mich Kohärenz schlechthin. Sie entsteht wenn man Rahmen verlässt und schaut was sich trotzdem berührt. Kategorien werden hier verlassen, Disziplinen gequert, Theoriestränge miteinander verknüpft die anscheinend und institutionell nichts miteinander zu tun haben. Das ist keine Ungenauigkeit. Es ist die Methode.

Es gibt Erfahrungen in meinem Leben, die mit meinem logischen Denken nicht erklärbar sind und die sich auch beim besten Willen bisher nicht wegerklären lassen. Für diese Phänomene fehlte mir immer der Rahmen.

Parkplätze die frei waren wenn ich sie mir vorgestellt hatte, Visualisierung. Das Gefühl Würfel beeinflussen zu können — nicht kontrolliert, nicht zuverlässig, aber doch mehr als Zufall. Eine Oma die träumte was sie noch nicht wissen konnte: der Aufzug, die Tür, der Abgrund der sie nach unten zog — und wenige Wochen später die Diagnose. Eine Freundin die mit Tieren kommuniziert, nicht in Sprache sondern in Bildern und Gefühlen, zu spezifisch für Zufall und zu konsistent für Einbildung (eine persönliche Beobachtung, keine kontrollierte Evidenz — ich benenne es als das was es ist), Bioresonanzdiagnostik die Muster zeigte bevor ich sie spürte — und Zusammenhänge benannte die das Gerät nicht wissen konnte.

Ich habe das Wegerklären versucht. Bestätigungsfehler, kognitive Selektion, Projektion — alle ernsthaft geprüft, teilweise zutreffend, keines davon ausreichend als vollständige Erklärung.

Was übrig blieb war keine Antwort — sondern eine Frage die sich nicht schließen ließ. Und die Erkenntnis dass solche Erfahrungen nicht selten sind, sondern selten ernst genommen werden: verdrängt, zur Seite geschoben, aufgelöst. Was sich nicht messen lässt wird nicht ignoriert weil seine Nichtexistenz bewiesen wäre, sondern weil die Frage unbequem ist. Wissenschaft die behauptet alles erklären zu können, muss zwangsläufig das ausblenden was sie nicht erklären kann — und tut es. Der Unterschied liegt nicht im Erleben. Er liegt darin wer bereit ist hinzuschauen, die Fragen offen zu halten und auszuhalten was sich nicht sofort einordnen lässt.

Wie geht man mit Fragen um die sich nicht schließen lassen? Mit Erfahrungen die sich nicht einordnen, nicht kleindenken, nicht sauber in bestehende Rahmen fügen lassen? Eine Möglichkeit ist Verdrängung — die haben wir bereits besprochen. Eine andere ist das Gegenteil: die Offenheit aushalten. Nicht als Schwäche, nicht als Unwissen das man irgendwann behebt, sondern als Haltung. Als erkenntnistheoretische Entscheidung. Ich habe dafür einen Begriff gefunden — oder vielleicht hat er mich gefunden — den ich radikalen epistemischen Agnostizismus nenne. Er kommt aus einem anderen Zusammenhang, aus der Frage nach dem kohärenten Selbsterleben. Er ist nicht rein als Aussage über Gott zu verstehen, sondern als Aussage über Erkenntnis selbst. Agnostizismus bedeutet ursprünglich nicht Ablehnung, sondern ausgehaltene Offenheit: nicht die Behauptung dass es Gott nicht gibt, sondern die Weigerung, die Frage vorschnell zu schließen. Genau das übertrage ich hier auf das Wissen selbst. Nicht die Behauptung dass die Erfahrungen die ich beschreibe real sind im Sinne dessen was Wissenschaft derzeit messen kann — und auch nicht die Behauptung dass sie es nicht sind.

Keine Antwort, keine Gewissheit, kein Abschluss, sondern die Weigerung einen Möglichkeitsraum vorschnell zu schließen bevor er ausgelotet ist. Es ist eine Suchbewegung — und die Bereitschaft auszuhalten was sich nicht sofort einordnen lässt, auch im eigenen Denken.

Und damit landet dieses Essay bei einer Frage die sich durch alles zieht — durch die Erfahrungen, durch die Theorien, durch die Wissenschaftsgeschichte, durch das eigene Erleben: Wessen Erleben zählt als Evidenz? Und warum? Wer darf bestimmen was real ist, was als Erkenntnis gilt und was als Einbildung abgelegt wird? Das ist keine abstrakte erkenntnistheoretische Frage. Sie sitzt im eigenen Leben: in dem was sich nicht messen lässt und trotzdem präzise ist, in dem was gespürt wird bevor es gedacht werden kann. Und sie ist eine Machtfrage — denn wer den Rahmen dessen definiert was als wirklich gilt, definiert auch wessen Erfahrungen zählen. Und wessen nicht.

Die Frage vor der Frage

Oder: Warum sollten sich zwei Einzeller zusammenschließen?

Das klingt wie eine biologische Frage. Aber je länger man sie bewegt, desto mehr öffnet sie sich — und was sich öffnet ist kein Teilgebiet, sondern ein Kosmos. Denn in dieser schlichten Frage stecken viele andere, größere Fragen: Wie organisiert sich Leben überhaupt? Wie organisiert sich Materie? Was bewegt zwei Einzeller aufeinander zu, was bewegt eine Zelle zur anderen, was bewegt überhaupt irgendetwas in Richtung Verbindung, und nicht weg davon?

Sie lässt sich nicht in einer Disziplin allein unterbringen, nicht Physik oder Biologie oder Philosophie — in keiner lässt sie sich vollständig beantworten. Sie streift alle drei und reicht über alle drei hinaus. Sie fragt nach etwas das unterhalb der Disziplinen liegt — nach dem was passiert bevor es Sprache dafür gibt, bevor es Kategorien gibt, bevor es ein Nervensystem oder irgendetwas gibt das nach unserem wissenschaftlichen Verständnis wahrnehmen könnte.

Dabei fängt die Frage eigentlich noch früher an. Woher kam der erste Einzeller? Woher die zweiten, die dritten, die vierten? Das ist eine Frage für sich — und auch sie hat keine befriedigende Antwort. Aber stellen wir sie für einen Moment beiseite und nehmen an, sie sind da. Dann stellt sich die nächste Frage, und sie ist nicht weniger rätselhaft: Warum haben sie sich zusammengetan? Was bewog sie dazu — und wie hätten sie es merken sollen?

Die Standardantwort lautet: natürliche Selektion – wer sich zusammenschloss hatte Vorteile, setzte sich durch, gab das weiter. Das klingt zunächst schlüssig. Aber wer kam auf die Idee? Wer hat das wahrgenommen? Oder wer hat was wahrgenommen? Gab es da jemanden, oder irgendetwas, das so etwas wie eine Richtung spürte, eine Tendenz, einen Zug? Oder war es reiner Zufall: zwei Einzeller prallen zusammen, bemerken einen Vorteil, und plötzlich ist da Komplexität? Selektion setzt voraus dass etwas bereits passiert ist. Sie beschreibt was sich durchsetzt. Sie erklärt nicht was den ersten Schritt ausgelöst hat: nicht die Bewegung aufeinander zu, nicht die Richtung, nicht das was in

dem Moment war bevor irgendetwas einen Vorteil haben konnte. Und in dieser Lücke sitzt die eigentliche Frage.

Hier streift mich ein Gedanke der mir passgenau scheint. In der Biologie gibt es ein erforschtes Phänomen bei Bakterien, das Quorum Sensing genannt wird. Der Begriff wurde in den 1990er Jahren geprägt, die Grundlagen wurden bereits in den 1960er und 1970er Jahren entdeckt.

Bakterien sind Einzeller. Jede für sich, kein Gehirn, kein Nervensystem, keine erkennbare Möglichkeit mit anderen zu kommunizieren. Und trotzdem tun sie genau das: Jede Bakterie scheidet kontinuierlich winzige Botenstoffe aus und nimmt gleichzeitig wahr wie viele solcher Stoffe im Umfeld schwimmen. Je mehr Bakterien da sind, desto höher die Konzentration. Wenn ein bestimmter Schwellenwert erreicht ist, schaltet die gesamte Population um. Sie beginnen zum Beispiel gemeinsam einen Biofilm zu bilden, eine Art schützende Schleimschicht, in der sie zusammen überleben können was keiner allein überlebt hätte. Oder sie beginnen gleichzeitig bestimmte Substanzen zu produzieren — Enzyme, Giftstoffe, Signalmoleküle — die erst in großer Menge wirksam sind und die einzeln produziert sinnlos wären. Und das tun sie: gleichzeitig, koordiniert, als wäre ein Schalter umgelegt worden. Sie verhalten sich plötzlich wie ein Organismus. Kein Individuum hat entschieden. Keine zentrale Instanz hat koordiniert. Und trotzdem ist da Koordination.

Es ist ein eigener Forschungszweig auf den wir hier nicht tiefer einsteigen müssen. Aber der Gedanke der mich trifft ist dieser: kollektive Wahrnehmung, Richtung, koordiniertes Verhalten — das gibt es offenbar auch dort wo unsere Kategorien von Entscheidung und Bewusstsein schlicht nicht greifen. Was nimmt da wahr? Und was sagt uns das über Wahrnehmung selbst — über das was passiert bevor es irgendetwas gibt, das wir als Wahrnehmungsapparat erkennen würden? Die Lücke in der Standardantwort wird nicht kleiner. Sie wird größer.

Was die Daten zeigen die niemand sehen will Oder: Was passiert wenn etwas nicht ins Bild passt?

Es gab und gibt Menschen die genau in diese Lücke geschaut haben — nicht spekulativ, nicht esoterisch, sondern mit den Mitteln der empirischen Forschung. „Randständige“ Forschung mit allen Konsequenzen der Randständigkeit.

Dean Radin ist einer von ihnen. Parapsychologe, seit Jahrzehnten Forscher am Institute of Noetic Sciences.

Er veröffentlichte in den 1990er Jahren seine ersten großen Metaanalysen — methodisch unspektakulär: hunderte Einzelexperimente zusammengefasst, statistisch ausgewertet, geprüft ob sich über alle Versuche hinweg Muster zeigen.

Eines der Felder das er dabei unter die Lupe nahm waren die sogenannten REG-Experimente — Random Event Generators, die überwiegend in den 1970er Jahren durchgeführt wurden. Was ist das konkret? Ein Gerät das auf Basis radioaktiven Zerfalls echte Zufallssequenzen produziert, vergleichbar mit einem Münzwurf, nur physikalisch präziser. Nicht einmal, sondern tausende Male pro Sekunde. Kopf oder Zahl, Null oder Eins. Zufällig, physikalisch echt zufällig, ohne Muster. Zeichnet man die Ergebnisse als Kurve auf, sieht sie aus wie weißes Rauschen: kein Oben, kein Unten, kein Trend, nur gleichmäßiges Flattern um die Mitte. Das ist keine Annahme sondern Physik. Radioaktiver Zerfall ist nach allem was wir wissen nicht beeinflussbar, nicht vorhersagbar, nicht steuerbar.

Versuchspersonen saßen vor diesen Geräten und versuchten durch pure Intention die Ausgabe zu beeinflussen. Kein Körperkontakt, keine Schnittstelle, kein Hebel. Nur Aufmerksamkeit, Fokus, Wille. Das Ergebnis über tausende Versuche und viele unabhängige Labore hinweg: eine minimale aber stabile, reproduzierbare Abweichung vom Zufall. Klein. Aber stabil. Und reproduzierbar.

Ein zweites Experiment nutzte dieselben Geräte — diesmal aber nicht im Labor, sondern global vernetzt. Das Global Consciousness Project läuft seit 1998, ein Netzwerk aus REG-Geräten an verschiedenen Orten weltweit gleichzeitig, unabhängig voneinander, rund um die Uhr.

Hundert Geräte flattern vor sich hin — und ihre Kurven haben unter normalen Umständen nichts miteinander zu tun. Tokio flattert, Berlin flattert, São Paulo flattert. Jedes für sich, unabhängig, zufällig. Das ist die Erwartung. Das ist Physik.

Was die Daten nahelegen ist etwas anderes. Bei großen kollektiven Ereignissen — dem 11. September, dem Tod von Diana, großen Naturkatastrophen, Silvesternächten die Milliarden Menschen gleichzeitig begehen — hören diese Kurven kurz auf unabhängig voneinander zu flattern. Sie bewegen sich, minimal, aber messbar, in dieselbe Richtung. Gleichzeitig. Weltweit. Nicht dramatisch, nicht zuverlässig im Einzelfall, aber statistisch signifikant über viele Ereignisse hinweg. Und nicht nur bei Schocks und Katastrophen — auch bei kollektiven Freudenmomenten, bei großen gemeinsamen Meditationsereignissen, bei manchen Vollmonden an denen weltweit Menschen gleichzeitig innehalten und nach oben schauen. Als würde kollektive menschliche Aufmerksamkeit, ob aus Schmerz, aus Freude oder aus Stille, das physikalische Rauschen kurz strukturieren. Als hinterließe geteilte Erfahrung eine Spur — nicht im Bewusstsein einzelner Menschen, sondern irgendwo dazwischen.

Und dann ist da noch etwas das die Sache noch merkwürdiger macht: die Ausschläge beginnen manchmal schon vor dem Ereignis. Nicht danach, nicht gleichzeitig. Vorher. Als hätte die kollektive Aufmerksamkeit das was kommt bereits geahnt, bevor irgendjemand es wusste.

Was ist das? Niemand weiß es. Aber es lässt sich nicht wegrechnen.

Ein drittes Experimentfeld das Radin ausgewertet sind die sogenannten Ganzfeld-Experimente — und hier wird es noch persönlicher, noch direkter. Ganzfeld bedeutet schlicht: Eine Versuchsperson (Empfänger) liegt in einem schallisolierten Raum, Augen abgedeckt, rotes Licht, weißes Rauschen über Kopfhörer. Alle Sinneseindrücke von außen sind abgeschnitten, totale Abschirmung. Der Raum im Kopf wird leer oder zumindest leerer.

Gleichzeitig konzentriert sich irgendwo anders eine zweite Person (Sender) auf ein zufällig ausgewähltes Bild, ein Foto, ein Kunstdruck, irgendwas. Es gibt keinen Körperkontakt, keine gemeinsame Leitung, keine Verbindung die wir messen könnten. Nur Konzentration auf ein Bild. Und irgendwo anders ist jemand in einem leeren Raum der beschreibt was ihm durch den Kopf geht.

Danach bekommt die empfangende Person vier Bilder gezeigt, das tatsächliche und drei Ablenkungen. Die reine Zufallstrefferquote wäre 25 Prozent.

Was die Metaanalysen über hunderte Studien hinweg zeigen: konsistent 32 bis 35 Prozent. Nicht spektakulär. Aber stabil, reproduzierbar, und weit genug über dem Zufall um nicht mehr als Zufall erklärbar zu sein. Und dabei fallen drei Dinge auf: emotionale Bilder werden besser übertragen als neutrale, ein entspannter offener Zustand funktioniert besser als angespannter Fokus, und die Trefferquote ist höher wenn Sender und Empfänger sich kennen. Resonanz scheint besser zu funktionieren wo bereits Verbindung ist.

Das zweite kenne ich aus eigenem Erleben: Der Parkplatz funktioniert nicht wenn ich ihn erzwingen will.

Das vierte Phänomen das Radin ausgewertet ist vielleicht das merkwürdigste — und das mich am persönlichsten trifft. In einer Reihe von Experimenten wurden Versuchspersonen zufällig ausgewählte Bilder gezeigt, mal emotional aufgeladen, mal neutral, während ihre physiologischen Reaktionen gemessen wurden, Hautleitwert, Herzrate, Pupillenreaktion. Was die Daten über viele Studien hinweg zeigen, ist schwer einzuordnen: der Körper beginnt zu reagieren bevor das Bild erscheint, und zwar differenziert: stärker bei emotionalen Bildern als bei neutralen, als würde etwas unterhalb der bewussten Wahrnehmung bereits unterscheiden zwischen dem was kommt. Nicht das Bewusstsein reagiert. Der Körper reagiert. Auf etwas das noch nicht da ist.

Ich habe dazu eine Anekdote an die ich mich seit meiner Kindheit erinnere. Meine Oma galt als hellseherisch, was in unserer Familie weniger als Auszeichnung galt denn als Tatsache die man zur Kenntnis nahm. Sie hatte manchmal Ahnungen, die sich bewahrheiteten und ähnliches. Sie erzählte meiner Mutter von einem intensiven Traum: sie sah den Aufzug ihrer Arbeitsstelle, öffnete die Tür, und starrte den Abgrund der sie nach unten zu ziehen schien, immer wieder. Ich spürte das Entsetzen das sie empfand. Wenige Wochen später kam die Diagnose: Leukämie. Ob das Präkognition war in dem

Sinne den Radin untersucht, weiß ich nicht. Was ich weiß ist dass dieser Traum auf mich wie eine präzise Metapher wirkte, für das was kam und noch keiner wissen konnte. Das lässt sich auch nicht wegerklären — nicht als Zufall, nicht als nachträgliche Umdeutung, nicht als das was man sich im Rückblick so zurechtlegt.

Was Radin und andere in diesem Feld über Jahrzehnte zusammengetragen haben ist methodisch solide genug um ernst genommen zu werden. Wird es aber nicht. Als der Psychologe Daryl Bem 2011 ein Paper zur Präkognition in einem der renommiertesten psychologischen Fachjournale veröffentlichte — peer-reviewed, methodisch sauber, reproduzierbar — waren die Reaktionen des wissenschaftlichen Establishments bezeichnend. Nicht weitere Forschung, nicht ernsthafte Auseinandersetzung mit den Daten, sondern der Versuch das Paper zu diskreditieren, die Methodik nachträglich in Frage zu stellen, den Autor zu marginalisieren. Die Daten wurden nicht widerlegt. Sie wurden beiseitegeschoben.

Radin nennt das den Taboo of Psi — das kulturelle Denkverbot das über diesem Forschungsfeld liegt. Wer sich ernsthaft damit beschäftigt riskiert seine akademische Karriere, seine Reputation, seinen Zugang zu Fördergeldern. Es ist eine Strukturbeschreibung — eine Beschreibung dessen wie Wissenschaft als Institution entscheidet was als Frage erlaubt ist und was nicht.

Galileo und die Verbannung des Subjektiven Oder: Was kostet ein Befreiungsakt?

Um zu verstehen warum das so ist — warum bestimmte Fragen nicht gestellt werden, warum bestimmte Erfahrungen nicht als Erkenntnis zählen — muss man zurückgehen. Nicht weit in die Vergangenheit, sondern zu einer ganz bestimmten Weichenstellung, die so folgenreich war dass wir bis heute in ihr stecken ohne es zu merken.

Galileo Galilei, Astronom, Physiker, einer der wichtigsten Begründer dessen was wir heute Naturwissenschaft nennen, lebte im 17. Jahrhundert in einer Zeit in der die Kirche bestimmte was als Wahrheit galt. Wissen das nicht ins theologische Weltbild passte wurde nicht widerlegt sondern verboten. In diesem Kontext war die wissenschaftliche Abgrenzung zur Kirche in Messbarkeit, Reproduzierbarkeit und Berechenbarkeit mehr als eine Methode — es war ein Befreiungsakt. Was sich quantifizieren ließ, ließ sich der Deutungshoheit der Kirche entziehen.

Aus dieser Weichenstellung entstand Unglaubliches. Medizin die Leben rettet, Physik die Brücken trägt, Technologie die Menschen auf den Mond bringt — all das wurzelt in der Entscheidung das „objektiv Messbare“ ins Zentrum zu stellen. Das ist keine

Kleinigkeit. Es ist eine der folgenreichsten intellektuellen Entscheidungen der Menschheitsgeschichte.

Aber sie hatte einen Preis der lange unsichtbar blieb. Denn was methodisch ausgeklammert wurde — das Qualitative, das Erleben, die Erfahrung von innen — wurde aus der Natur verbannt und in den Geist des Betrachters verschoben. Es gehört nicht zur messbaren objektiven Welt da draußen. Es gehört zum Subjekt das schaut. Dies verwandelte sich unbemerkt von einer methodischen Entscheidung in eine ontologische Behauptung: dass das was sich nicht messen lässt nicht wirklich existiert. Und das Subjekt das fragt, seine Geschichte, seine Position, sein Kontext, verschwand aus dem Erkenntnisraum. Nicht als Unfall. Als Konsequenz.

Und damit verschwindet genau das was ich in der Einleitung als den eigentlichen Anfang bezeichnet habe — nicht als erkenntnistheoretische Fußnote, sondern als Fundament jeder Erkenntnis. Jedes Suchen, jedes Vergleichen, jedes Erkunden, jede Denkbewegung beginnt mit einer Frage — gestellt durch ein Subjekt mit einer Geschichte, einem Kontext, einer Richtung, Vorwissen und blinden Flecken. Das ist schlicht menschlich, und damit die unvermeidliche Ausgangsbasis vor jedem Forschungsdesign.

Galileos Weichenstellung hat dieses Fundament nicht nur aus dem Blick verloren. Sie hat es aktiv aus dem Erkenntnisraum entfernt. Was übrig blieb war eine Wissenschaft die so tut als entstünde sie aus dem Nichts — ortlos, kontextlos, subjektlos. Und das, so die These dieses Essays, ist nicht Objektivität. Es ist eine sehr spezifische Form von Blindheit.

Wenige Jahrzehnte später zementierte René Descartes was Galileo methodisch angestoßen hatte und schuf dabei ein Problem das die Philosophie bis heute nicht gelöst hat. Descartes trennte die Wirklichkeit in zwei grundverschiedene Substanzen: res extensa, die ausgedehnte Materie, messbar, berechenbar, raumgreifend — und res cogitans, der denkende Geist, nicht messbar, nicht ausgedehnt, nicht Teil der physikalischen Welt. Körper hier, Geist dort. Materie hier, Bewusstsein dort. Sauber getrennt, ordentlich sortiert.

Das Problem das er damit schuf ist so simpel wie unlösbar: Wenn Körper und Geist zwei grundverschiedene Substanzen sind, wie interagieren sie dann? Wie kann ein Gedanke einen Arm bewegen? Wie kann Schmerz im Körper zu einem Gefühl im Geist werden? Descartes hatte keine Antwort. Er schlug die Zirbeldrüse vor, eine kleine Struktur im Gehirn wo Körper und Geist sich berühren sollten. Es scheint mehr eine Verlegenheitsgeste zu sein, keine Lösung.

Der Materialismus des 20. Jahrhunderts versuchte das Problem zu lösen indem er eine Seite einfach wegstrich. Wenn Körper und Geist nicht interagieren können — dann existiert nur der Körper wirklich, und Bewusstsein ist ein Nebenprodukt, ein

Epiphänomen, ein Schaum auf der Welle der Materie. Das klingt nach Lösung. Aber auch das scheint mir keine zu sein. Denn die Frage die David Chalmers im 20. Jahrhundert das Hard Problem of Consciousness nannte, lässt sich damit nicht beantworten: Warum fühlt sich überhaupt irgendetwas irgendwie an? Warum ist Schmerz nicht nur ein Nervensignal, sondern wehtun? Warum ist Musik nicht nur Schallwellen in bestimmten Frequenzen, sondern bewegend? Warum riecht Regen nicht nur nach Erde und Feuchtigkeit, sondern nach Regen? Warum ist Blau nicht nur Wellenlänge 450 Nanometer, sondern kühl? Mehr Neurowissenschaft löst das nicht. Die Frage liegt tiefer.

Eine der radikalsten Antworten auf dieses Problem kommt von dem Philosophen Philip Goff — geboren 1979, sein bekanntestes Buch „Galileo’s Error“ erschien 2019 — und sie lautet: wir sitzen in einer Falle die wir selbst gebaut haben. Die Lösung ist nicht mehr Neurowissenschaft. Die Lösung ist einen Schritt zurückzugehen und die Ausgangsentscheidung zu hinterfragen: die Weichenstellung durch die Wissenschaft das Qualitative aus ihrem Erkenntnisraum ausgeklammert hat.

Was wenn das ein Fehler war? Nicht im Sinne einer falschen Methode, sondern im Sinne einer falschen ontologischen Schlussfolgerung? Was wenn Bewusstsein nicht ein Nebenprodukt komplexer Materie ist, sondern eine Grundeigenschaft von Materie selbst? Diese Position nennt sich Panpsychismus und sie behauptet nicht dass Steine denken oder Tische träumen. Sie behauptet etwas Bescheideneres und zugleich Radikaleres: dass proto-bewusste Eigenschaften fundamental sind, so wie Masse oder elektrische Ladung fundamental sind. Nicht emergent, nicht abgeleitet, sondern von Anfang an da, in rudimentärster Form, sich in komplexeren Systemen zu reichhaltigerem Erleben organisierend.

Wenn das stimmt — dann gibt es keinen Moment wo Bewusstsein plötzlich aus dem Nichts entsteht. Es war immer schon da. Und dann erklärt das auch warum Intention auf Quantenebene wirken könnte (das ist philosophische Interpretation, nicht Physik), warum Körper auf etwas reagieren das noch nicht eingetreten ist, warum kollektive Aufmerksamkeit physikalisches Rauschen strukturiert.

Bewusstsein wäre dann keine Ausnahme in einer toten Welt, sondern ein Grundzug der Wirklichkeit; schwach und scheu in einfachen Systemen, reich und komplex in uns. Vertreter dieser Position sind keine Esoteriker. Es sind David Chalmers, Philip Goff, Christof Koch mit seiner Integrated Information Theory — Philosophen und Neurowissenschaftler die das Hard Problem ernst nehmen und nach einer Antwort suchen, die nicht einfach eine Seite wegstreicht.

Diese Weichenstellung der Trennung von Materie und Geist blieb nicht auf die Naturwissenschaft beschränkt. Sie zog sich durch — in die Sozialwissenschaft, in die

Medizin, in alle Disziplinen die sich am Modell der Naturwissenschaft orientierten und dabei dasselbe ausklammerten: das Subjekt, das Erleben, die Erfahrung von innen.

In der Medizin wurde der Körper zur Maschine. Laborwerte sind Realität, subjektives Erleben ist anamnestic Zusatzinformation, nützlich vielleicht, aber nicht eigentlich Erkenntnis. Psychosomatik ist die Restkategorie für das was sich nicht messen lässt und trotzdem krank macht. In der Sozialwissenschaft wurde quantitative Forschung zum Standard, qualitative zur rechtfertigungspflichtigen Ausnahme, als wäre das was sich nicht zählen lässt weniger wirklich, trotz subjektiver Bedeutung.

Was das bedeutet lässt sich nicht nur abstrakt beschreiben. Es lässt sich an konkreten Hochschulen, konkreten Curricula, konkreten Karrieren ablesen. Dass ausgerechnet in Psychologie und Sozialer Arbeit, den Disziplinen die sich per Definition mit dem Erleben von Menschen beschäftigen, das Subjektive keinen gesicherten Platz mehr hat, ist nicht nur ein erkenntnistheoretisches Problem. Es ist eine Ungeheuerlichkeit.

Ich hatte das Glück (und es war Glück, keine Selbstverständlichkeit) an einer Hochschule zu studieren die noch wenige widerständige Stimmen hatte. Anita Kalpaka, die Kritische Psychologie und Rassismuskritik zusammendachte, und Michael May, der Soziale Arbeit von unten her dachte, aus dem Gemeinwesen, aus dem Sozialraum — zwei verschiedene kritische Traditionen, beide gegen den Strom, während die Hochschulen und ihre Inhalte enger, neoliberaler, messbarer wurden. Case Management statt Subjektorientierung. Kennzahlen statt Kohärenzgefühl. So reproduziert sich das System: nicht durch Verbote, sondern dadurch dass Stellen nicht besetzt werden, da sie inhaltlich und strukturell oft nicht mehr anschlussfähig sind. Kalpaka und May sind Beispiele dafür — lehrend, schreibend, widerständig, auf ihre je eigene Weise.

Immer wieder schwimmen einzelne gegen den Strom. Auf inhaltlich-theoretischer Ebene holte Klaus Holzkamp in den 1970er und 1980er Jahren das Subjekt zurück in die Psychologie, nicht als Störvariable sondern als Ausgangspunkt. Seine Kritische Psychologie fragte nicht nach Verhalten das sich von außen beobachten lässt, sondern nach dem Standpunkt des handelnden Subjekts, seiner Perspektive, seinen Gründen — und seiner gesellschaftlichen Verwobenheit. Das Subjekt bei Holzkamp ist kein isoliertes Individuum, es ist immer schon eingebettet in und Teil von Strukturen, Verhältnissen, Machtzusammenhängen. Der Standpunkt von dem aus jemand handelt ist nie nur persönlich, er ist gesellschaftlich geformt. Das wegzulassen ist nicht Objektivität. Es ist Blindheit für das was Menschen eigentlich bewegt. Holzkamp hatte dafür keinen leichten Stand. Die Kritische Psychologie wurde an westdeutschen Unis weitgehend ignoriert, hatte ihre Hochburg an der FU Berlin, und ist nach seinem Tod 1995 institutionell weiter zurückgedrängt worden. Heute kaum noch Pflichtlektüre, eher eine – aus meiner Sicht – glückliche Fügung, wenn sie Studierenden begegnet.

Aaron Antonovsky fragte in denselben Jahrzehnten nicht was Menschen krank macht — sondern was sie gesund erhält. Sein Konzept der Salutogenese verschob den Blick vom Defizit zur Ressource, vom Pathologischen zum Lebendigen. Im Zentrum stand das Kohärenzgefühl — das subjektive Erleben dass die Welt verstehbar, handhabbar und bedeutsam ist. Nicht ein Laborwert, nicht eine Diagnose, nicht etwas das sich von außen messen lässt. Etwas das nur das Subjekt selbst berichten kann. Und trotzdem, oder gerade deshalb, der entscheidende Faktor dafür ob jemand gesund bleibt. Antonovsky erging es anders als Holzkamp — er wurde nicht ignoriert, sondern vereinnahmt. Das Kohärenzgefühl bekam einen Fragebogen, eine Skala, eine messbare Form. Das Unbequeme an seiner Idee wurde nicht widerlegt. Es wurde weggemessen.

Beide schwammen gegen den Strom. Beide hatten recht.

Religionen haben immer einen Rahmen gesetzt der vorgibt was real ist, was denkbar ist, was geglaubt werden muss — und diesen Rahmen jahrhundertlang gewaltvoll durchgesetzt. Mit Inquisition, mit Verbot, mit Exklusion.

Ich lehne das trotz vermeintlicher Liberalisierung ab — nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus einer tiefen Überzeugung dass niemand für mich denken darf, dass kein Rahmen mein Denken verkürzen oder einengen darf, dass Unterwerfung unter Deutungshoheit keine Erkenntnis ist, sondern ihr Gegenteil.

Und doch: was ich in diesem Essay beschrieben habe — eine Wissenschaft die bestimmte Fragen nicht stellt weil sie unbequem sind, die bestimmte Erfahrungen nicht als Evidenz zählt weil sie nicht ins Modell passen, die ihre eigenen Vorannahmen für Objektivität hält und wer abweicht marginalisiert, das ist strukturell dasselbe. Nicht Gott der vorschreibt was wahr ist. Aber ein Rahmen der vorschreibt was denkbar ist. Das ist Dogmatismus. Und die Durchsetzung, leiser als Inquisition, aber nicht weniger wirksam — ist strukturelle Gewalt. Karrieren die enden. Fragen die nicht gestellt werden dürfen. Erfahrungen die ausgeblendet werden bevor sie ausgesprochen sind. Es ist ein Glaube der sich Wissenschaft nennt.

Der Möglichkeitsraum

Oder: Was wäre wenn wir falsch liegen?

Was, wenn es Erklärmodelle gibt die genau in die Lücken passen die Galileo hinterlassen hat? Nicht als Ersatz für Naturwissenschaft, nicht als Rückkehr zur Metaphysik — sondern als Erweiterung des Möglichkeitsraums. Als Versuche das zu denken was das Standardmodell nicht denken kann.

Keines der Modelle die hier folgen ist Beweis. Alle sind angreifbar, vorläufig, widerlegbar. Das ist keine Schwäche, es ist die Konsequenz aus dem was ich in der Einleitung als

radikalen epistemischen Agnostizismus beschrieben habe. Was sie gemeinsam haben ist eine Grundintuition die sich durch alle zieht: Verbindung ist nicht sekundär. Isolation ist die Abstraktion. Und das was zwischen den Dingen passiert, zwischen Einzellern, zwischen Leibern, zwischen Geräten in Tokio und Berlin, ist nicht Rauschen. Es könnte Struktur sein.

Rupert Sheldrake — britischer Biologe, geboren 1942 — gehört zu den wissenschaftlich am heftigsten angefeindeten Forschern der letzten Jahrzehnte. Ob seine Methodik schlecht ist, darüber kann ich mir selbst kein Urteil bilden und darüber streiten andere. Aber was mir deutlich hervorsticht: seine Fragen fordern das Standardmodell grundsätzlich heraus. Seine zentrale These: es gibt Felder — morphische Felder — die Formen, Muster und Verhaltensweisen über Raum und Zeit hinweg organisieren, unabhängig von direktem Kontakt und unabhängig von physikalischen Signalen die wir messen können. Konkret bedeutet das: wenn eine Substanz zum ersten Mal kristallisiert, ist das schwer — der Prozess braucht Zeit, die Struktur muss sich gewissermaßen erst finden. Wenn dieselbe Substanz danach weltweit in anderen Laboren kristallisiert, geht es leichter — schneller, zuverlässiger, als wäre die Information wie es geht irgendwie bereits im Raum. Nicht übertragen durch Kontakt, nicht erklärt durch Chemie — sondern als würde das Muster selbst eine Art Gedächtnis hinterlassen, in der Atmosphäre, im Äther, ich ringe nach Worten weil es dafür noch kein so ganz richtiges Wort gibt. Ein Gedächtnis der Natur.

Dasselbe Prinzip wendet Sheldrake auf Verhalten an. In Experimenten mit Ratten zeigte sich dass wenn eine Gruppe von Ratten ein neues Labyrinth erlernt hatte, andere Ratten derselben Art das Labyrinth schneller lernten — auch ohne Kontakt, auch in anderen Ländern, auch wenn sie mit den ersten Ratten nie in Berührung gekommen waren. Als würde das erlernte Muster sich irgendwie verbreiten.

Bei Menschen beschreibt Sheldrake Fälle in denen Personen voneinander träumten oder voneinander wussten ohne erklärbare Verbindung. Er hat das in kontrollierten Experimenten untersucht, mit Telefongesprächen die jemand erwartet bevor das Telefon klingelt, mit Blicken die man spürt bevor man sich umdreht. Und dann ist da das Hunde-Experiment das ihn bekannt gemacht hat: Hunde die nachweislich zur Tür laufen und warten genau in dem Moment in dem ihr Besitzer sich auf den Heimweg macht — nicht wenn er das Haus betritt, sondern wenn er aufbricht. Filmisch dokumentiert, wiederholt, mit variierenden Heimkehrzeiten. Morphische Resonanz — Resonanz zwischen ähnlichen Mustern, überindividuell, nicht an Raum und Zeit gebunden.

Sheldrakes Methodik ist umstritten, seine Experimente sind nicht unproblematisch, das sei hier klar gesagt. Es ist spekulativ und Sheldrake würde das nicht bestreiten. Aber es ist eine der wenigen Hypothesen die das was sich nicht wegerklärt überhaupt adressiert.

Alfred North Whitehead, ein britischer Mathematiker und Philosoph, 1861 bis 1947, stellte eine Frage die so simpel klingt dass man fast drüber hinweggeht: Was wenn nicht Dinge die Grundbausteine der Wirklichkeit sind, sondern Ereignisse? Was wenn das was wir als stabile, ruhende Materie wahrnehmen in Wirklichkeit ein kontinuierliches Geschehen ist — ein permanentes Reagieren, Antworten, Sich-Verhalten?

Ein Stein liegt nicht einfach da. Er reagiert auf Schwerkraft, auf Temperatur, auf Druck. Ein Atom reagiert auf andere Atome. Eine Zelle reagiert auf ihre Umgebung. Irgendwo in diesem Reagieren, so Whitehead, steckte eine winzigste Form von Innewerden. Nicht Bewusstsein. Nicht Denken. Aber etwas das dem was wir Erfahrung nennen strukturell ähnelt, ein minimales Registrieren dessen was da ist.

Wenn das stimmt, wäre Verbindung kein Zufall und keine Ausnahme — sondern Grundzug der Wirklichkeit. Und die Frage warum sich zwei Einzeller zusammenschließen bekäme eine andere Qualität — nicht warum ist da ein Wunder passiert, sondern warum sollte Materie die von Anfang an in Beziehung ist, das nicht tun.

Die amerikanische Biologin Lynn Margulis stellte in den 1960er Jahren eine These auf, die so radikal war, dass sie jahrzehntelang nicht ernst genommen wurde: dass komplexe Zellen nicht durch Konkurrenz entstanden sind, sondern durch Kooperation. Durch Symbiose. Dass die Mitochondrien in unseren Zellen, die kleinen Kraftwerke die unsere Energie produzieren, ursprünglich eigenständige Bakterien waren, die irgendwann von anderen Zellen aufgenommen wurden und darin blieben. Nicht gefressen. Aufgenommen. In einer Beziehung die beiden nützte.

Margulis steht hier nicht weil ihre Theorie unsicher wäre — sie ist heute anerkannte Wissenschaft. Sie steht hier weil ihr Weg zeigt wie nah Wahrheit und dauerhafte Marginalisierung beieinanderliegen können. Und wie viel Zufälle, Hartnäckigkeit und Glück es braucht bis eine richtige Antwort zählt. Ihre ersten Paper wurden reihenweise abgelehnt. Die Idee dass Kooperation und nicht Konkurrenz der entscheidende Schritt in der Evolutionsgeschichte war, passte nicht ins Bild. Das Bild war Kampf ums Überleben, Fressen und Gefressenwerden, der Stärkere setzt sich durch.

Es ist nicht zufällig dass die Idee der Kooperation, statt Konkurrenz, jahrzehntelang belächelt wurde. Wessen Intuition wird zur Theorie. Wessen Theorie wird ernst genommen. Das ist dieselbe Frage die sich durch diesen Essay zieht — nur diesmal in der Evolutionsbiologie.

Es folgen weitere Frauen in dieser Denkbewegung: Donna Haraway, amerikanische Wissenschaftstheoretikerin, geboren 1944, bringt einen Gedanken ein, der den Bogen zur Einleitung schlägt: Wissen kommt nie von nirgendwo. Es gibt keinen neutralen Standpunkt, keine Vogelperspektive, keinen Blick von oben der nicht selbst irgendwo sitzt. Jede Erkenntnis entsteht aus einer verkörperten, situierten Position — aus einem Körper, einer Geschichte, einem Kontext. Was sie situated knowledge nennt ist dasselbe

was ich in der Einleitung als den eigentlichen Anfang bezeichnet habe — nur von einer anderen Seite beschrieben.

Noch einen Schritt weiter geht die amerikanische Physikerin und Philosophin Karen Barad, geboren 1956, und zieht dabei die Quantenphysik heran. In der Quantenphysik zeigt sich etwas das unserem Alltagsverstand widerspricht: ein Elektron hat keinen festen Ort bevor jemand schaut wo es ist. Es existiert gewissermaßen in mehreren Zuständen gleichzeitig, hier und dort, so und anders, bis es gemessen wird. Erst der Akt des Hinschauens, des Messens, der Wechselwirkung bringt einen bestimmten Zustand hervor. Die Realität des Teilchens entsteht nicht unabhängig vom Beobachter. Sie entsteht im Kontakt.

Barad nimmt das ernst — nicht als Kuriosität der Physik, sondern als Hinweis auf etwas Grundlegenderes. Materie und Bedeutung, Subjekt und Objekt, das Messende und das Gemessene, sie entstehen nicht getrennt und kommen dann zusammen. Sie entstehen gemeinsam, in dem was sie Intra-Aktion nennt. Nicht zwei Dinge die aufeinandertreffen. Ein Prozess in dem die Dinge selbst erst durch ihre Beziehung werden was sie sind.

Was haben Sheldrake, Whitehead, Margulis, Haraway und Barad gemeinsam? Sie kommen aus verschiedenen Disziplinen, arbeiten mit verschiedenen Sprachen, stellen verschiedene Fragen. Aber sie stoßen alle an dieselbe Grenze und sie ziehen alle dieselbe Konsequenz: dass Verbindung nicht sekundär ist. Dass das, was zwischen den Dingen passiert, nicht weniger real ist als die Dinge selbst. Dass Isolation die Abstraktion ist, nicht die Grundbedingung.

So unterschiedlich die Ansätze hier sind, sie alle werden dem Anspruch des radikalen epistemischen Agnostizismus gemäß offen gehalten — angreifbar, vorläufig, widerlegbar. Zusammen tun sie etwas das kein einzelnes Modell allein tut: sie öffnen einen Möglichkeitsraum in dem meine eigenen Erfahrungen aus der Einleitung, nicht mehr zwangsläufig Einbildung sind. Nicht bewiesene Realität. Aber auch nicht unmöglich.

Der Leib als Erkenntnisform

Oder: Was weiß der Körper bevor der Kopf denkt?

Alle Modelle aus dem vorigen Kapitel haben eine Grundannahme gemeinsam: dass Verbindung möglich ist ohne direkten Kontakt, ohne messbare Signale, ohne die Kanäle die wir kennen. Aber wie? Über was? Was ist das Medium?

Eine Antwort kommt nicht aus der Physik und nicht aus der Biologie — sondern möglicherweise aus der Phänomenologie. Aus der Frage wie wir überhaupt in der Welt sind. Der französische Philosoph Maurice Merleau-Ponty, 1908 bis 1961, stellte eine These auf die so schlicht klingt dass man ihre Radikalität fast übersieht: Ich bin mein

Körper. Nicht: ich habe einen Körper. Nicht: ich bin ein Geist der zufällig in einem Körper wohnt. Sondern: der Leib ist der Ort von dem aus ich die Welt erlebe — und damit selbst eine Erkenntnisform.

Das ist der direkte Gegenentwurf zu Descartes. Nicht Körper hier, Geist dort. Sondern beides untrennbar verwoben. Und der Leib nicht als Objekt das die Medizin untersucht, sondern als Subjekt das die Welt erfährt.

Was meint das konkret? Merleau-Ponty unterscheidet zwischen Körper und Leib — eine Unterscheidung die in der deutschen Sprache besonders schön sichtbar wird. Der Körper ist das was die Medizin sieht: Organe, Knochen, Laborwerte, eine Maschine die funktioniert oder nicht. Der Leib ist das was ich bin: das von innen erlebte, das atmende, schmerzende, sich bewegende, wahrnehmende Ich. Wenn ich eine Tasse greife, denke ich nicht über meine Finger nach. Meine Hand weiß bereits wie. Das nennt Merleau-Ponty das Leibscheema: ein unbewusstes Wissen des Körpers von sich selbst und von der Welt, das keine kognitive Leistung ist. Es ist leibliche Intelligenz.

Wahrnehmung ist bei ihm kein passiver Empfang von Signalen die dann irgendwo im Gehirn verarbeitet werden. Sie ist aktiv, leiblich, situiert — ein Greifen nach der Welt, nicht ein Abbild davon. Und der Leib ist dabei nicht der Empfänger von Erfahrung. Er ist ihr Ort.

Das hat direkte Konsequenzen für Neurodivergenz, ein Gedanke der mich persönlich trifft. Wenn das Leibscheema anders organisiert ist, andere Propriozeption, andere Interozeption, andere Raumwahrnehmung — dann ist das keine Fehlfunktion. Es ist eine andere Art in der Welt zu sein. Eine andere Erkenntnisform. Nicht weniger, nicht mehr. Anders.

Ich erlebe das konkret. Eine hohe Körper- und Umgebungswahrnehmung die mir oft mehr sagt als das was gesprochen wird. Eine Interozeption die fein genug ist um Stimmungen im Raum zu registrieren bevor sie sich in Worten artikulieren. Ein Leibwissen das der kognitiven Analyse vorausgeht — das spürt bevor es denkt, das weiß bevor es benennen kann.

Was Neurodivergenz in meinem Fall schärft ist eine Wahrnehmungskapazität die grundsätzlich leiblich ist — nicht exklusiv, sondern exemplarisch. Ein Beispiel dafür wird beschrieben in dem was ich den Machtreflex nenne — eine prä-reflexive Sensitivität für illegitime Machtverschiebungen. Wenn in einer Situation Macht verschoben wird, wenn jemand Grenzen überschreitet, wenn eine Dynamik kippt, ich – und viele andere – spüren das. Nicht als Gedanke, nicht als Analyse. Als leibliche Reaktion, als Anspannung, als Alarmierung die dem Bewusstsein vorausläuft. Erst danach kommt die kognitive Einordnung — das Benennen, das Verstehen, das Einordnen in Zusammenhänge. Aber das Spüren war zuerst.

Das ist kein Bauchgefühl im trivialen Sinne. Es ist leibliche Erkenntnis — präzise, verlässlich, und in Merleau-Pontys Rahmen nicht als Ausnahme erklärbar sondern als Grundform von Wahrnehmung. Der Leib weiß. Oft viel früher als der Kopf es wahrhaben will.

Und damit kommt Merleau-Ponty zu einem Gedanken der alles zusammenführt. Er nennt es être-au-monde — In-der-Welt-sein. Nicht: ich bin ein Subjekt das einer Welt gegenübersteht. Sondern: ich bin immer schon in der Welt, verflochten mit ihr, nicht von ihr getrennt. Die Grenze zwischen innen und außen, zwischen mir und der Welt, zwischen dem Wahrnehmenden und dem Wahrgenommenen — sie ist nicht so klar wie Descartes dachte. Sie ist durchlässig. Sie ist eine Grenze die sich ständig neu verhandelt.

Wenn das stimmt — und die Quantenphysik, Sheldrake, Whitehead und Barad legen das nahe — dann ist Resonanz zwischen Leibern nicht Metapher. Dann ist sie strukturell möglich. Dann ist das, was die Oma träumte, nicht Zufall und nicht Einbildung, sondern ein Leib der in der Welt verflochten ist mit dem was kommt. Dann sind die REG-Geräte in Tokio und Berlin nicht zufällig synchron — dann reagiert da etwas auf kollektive Aufmerksamkeit weil Aufmerksamkeit selbst ein leibliches, weltverbundenes Geschehen ist. Dann ist Tierkommunikation nicht Fantasie sondern eine andere Form von Leibresonanz.

Merleau-Ponty gibt diesem Essay kein Beweis. Aber er gibt ihm einen Rahmen in dem das, was sich nicht messen lässt, trotzdem denkbar ist. Und manchmal ist ein Rahmen der Anfang von allem. Aber Rahmen haben auch eine andere Seite — sie bestimmen nicht nur was denkbar ist, sondern auch wessen Denken zählt.

Wessen Erleben zählt als Evidenz Oder: Wer bestimmt was wirklich ist?

Hinter dieser Frage steckt eine noch grundlegendere: Warum wird das Ich überhaupt ausgeklammert? Warum ist die Grundbewegung der Wissenschaft seit Galileo, und das haben die vorigen Kapitel gezeigt, das Subjekt aus dem Erkenntnisraum zu entfernen? Es ist nicht nur Methode. Es ist nicht nur Pragmatismus. Es ist eine Entscheidung darüber was als Erkenntnis gilt — und diese Entscheidung ist nie neutral. Sie bevorzugt bestimmte Formen des Wissens und entwertet andere. Sie bevorzugt das Messbare, das Reproduzierbare, das Objektive — und erklärt das Erlebte, das Gespürte, das Subjektive zur Störvariable, zur Verzerrung, zum Rauschen das man herausrechnen muss. Das ist eine Machtstruktur — und sie reicht weit über einzelne Institutionen hinaus. Sie sitzt in der Art wie Gesellschaften entscheiden was als Wissen gilt und was als Aberglauben, was als Fortschritt und was als Rückschritt, was als vernünftig und was

als irrational. Sie sitzt in Förderstrukturen und Karrierewegen, in Lehrplänen und Redaktionen, in dem was als zitierfähig gilt und was nicht — und im individuellen Denken; in dem inneren Zensor der die eigene Erfahrung ausgeblendet wird bevor sie überhaupt ausgesprochen werden kann. Wer den Rahmen definiert was als wirklich gilt, definiert nicht nur was geforscht wird, sondern durch gesellschaftliche Verwobenheit auch was im individuellen Denken überhaupt als denkbar erscheint.

Der Machtreflex, diese prä-reflexive Sensitivität für illegitime Machtverschiebungen, ist in diesem Kontext nicht nur eine persönliche Wahrnehmungsform. Er ist selbst eine Erkenntnisform die Galileo aus der Wissenschaft verbannt hat. Das Spüren, dass etwas nicht stimmt bevor man es benennen kann. Das Wissen das dem Bewusstsein vorausläuft. Genau das ist es, was das Standardmodell als nicht zählend erklärt — und genau das ist es, was dieser Essay zurückholen will.

Lynn Margulis ist dafür das präziseste Beispiel. Sie ist in diesem Essay bereits als Biologin aufgetreten — hier erscheint sie nochmal, diesmal als politisches Beispiel dafür was passiert wenn die Antwort stimmt aber nicht ins Bild passt: Sie hatte recht und wurde jahrzehntelang nicht anerkannt. Nicht weil ihre Daten schlecht waren, vielleicht auch nicht nur weil sie eine Frau war, sondern weil sie Kooperation statt Konkurrenz ins Zentrum stellte, weil das nicht ins Bild passte und alles auf den Kopf stellte was diesbezüglich bisher als gesichert galt. Dieses Bild war nicht neutral. Es war das Bild einer Wissenschaft die ihre eigenen Vorannahmen für Objektivität hielt. Margulis störte dieses Bild — und wurde dafür marginalisiert bis die Daten nicht mehr zu ignorieren waren.

Das ist keine Ausnahme. Das ist ein Muster.

Und damit schließt sich ein Bogen: Am Anfang war das Wort, so heißt es. Ich habe das in der Einleitung aufgemacht, dass vor dem Wort die Frage war, und vor der Frage ein Subjekt das sie gestellt hat. Jetzt, am Ende, lässt sich noch etwas anderes sagen.

Suchbewegung

Was verändert sich wenn man das Subjekt zurückbringt? Wenn man das Ich nicht als Störvariable behandelt sondern als Erkenntnisquelle? Wenn man Kooperation vor Konkurrenz denkt, wie Einzeller und Bakterien die gemeinsam tun was keiner allein kann? Wenn man Wahrnehmung nicht erst dort beginnen lässt wo das Bewusstsein einsetzt, sondern schon dort wo der Leib spürt, ahnt, weiß? Wenn man Verbindung nicht als Ausnahme behandelt sondern als Grundzug, zwischen Leibern, zwischen Zellen, zwischen Geräten in Tokio und Berlin?

Es verändert sich nicht wenig. Präkognition ist dann nicht mehr zwangsläufig Einbildung, sie ist unerklärt. Resonanz ist dann nicht mehr Metapher, sie ist strukturell möglich. Die

Oma die träumte was sie noch nicht wissen konnte ist dann nicht mehr Zufall, sie ist eine Frage die offen bleibt. Und offene Fragen, das ist vielleicht die radikalste Verschiebung, sind dann keine Niederlage. Sie sind der Anfang.

Am Anfang war das Wort, so heißt es. Vielleicht war am Anfang die Frage eines Fragenden. Nicht das Wort. Nicht die Materie. Sondern das was zwischen den Dingen passiert, das was sich nicht messen lässt und trotzdem da zu sein scheint. Wenn Bewusstsein fundamental ist, wenn der Leib weiß bevor der Kopf denkt, wenn Resonanz zwischen Leibern strukturell möglich ist — dann stellen sich fast zwangsläufig eine Reihe weiterer Fragen: Was ist das Selbst überhaupt? Wo fängt es an, mit der ersten Zelle, mit dem ersten (Vor-) Bewusstsein, mit der ersten Verbindung? Und noch früher — woher kam überhaupt der erste Einzeller, der erste Funke von dem was sich dann zusammensetzt? Wo endet es, mit dem Körper, mit der Erinnerung, mit der letzten Resonanz die jemand anderes noch trägt? Hat Bewusstsein mit dem Selbst zu tun, oder ist das Selbst nur eine vorübergehende Form die Bewusstsein annimmt? Und ist beginnendes Bewusstsein vielleicht schon so etwas wie bei den Einzellern die sich zusammenschließen, minimal, proto-bewusst, in Verbindung, auf dem Weg zu etwas das wir noch nicht benennen können?

Ich denke wir stehen hier noch ganz am Anfang; nicht nur dieser Fragen — sondern einer möglichen Bewegung. Was wäre wenn das Zurückholen des Subjektiven in Wissenschaft, in Politik, in Institutionen, in das was wir als Erkenntnis zählen, in unser eigenes Denken, eine ähnliche Sprengkraft hätte wie die Aufklärung damals? Damals war es die Befreiung vom Dogma der Kirche durch Messbarkeit. Vielleicht steht jetzt die Befreiung vom Dogma der Messbarkeit an. Durch das was sich nicht messen lässt und wohl trotzdem da ist. Das wäre kein Rückschritt. Es wäre der nächste Schritt. Das ist keine Ablehnung von Wissenschaft. Es ist eine Einladung zur Ehrlichkeit. Denn eine Wissenschaft die ihre eigenen blinden Flecken kennt und benennt — die das Subjekt nicht versteckt sondern einschließt, oder nach Jahrhunderten wieder erschließt, die Fragen nicht schließt bevor sie ausgelotet sind — wäre keine schwächere Wissenschaft. Sie wäre eine ehrlichere. Das gilt nicht nur für Wissenschaft — es gilt für jede Institution, jede Organisation, jeden Raum in dem Menschen miteinander denken und handeln.

Vielleicht sind wir, auch jenseits des Sichtbaren, noch in Bewegung. Noch im Werden. Noch in Verbindung.